

Inge Mager

Selbstvorstellung in der Christuskirche zu Hamburg-Eimsbüttel am 15.9.2016

Als ich im April 1960 mit dem Theologiestudium in Berlin begann, gehörte ich der evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig an. Dort war zwei Jahre zuvor – im Januar 1958 – nach langen Diskussionen das Pfarrvikarinnen-Gesetz verabschiedet worden. Danach durfte eine unverheiratete Frau in einem eingeschränkten Dienstbereich predigen und die Sakramente Taufe und Abendmahl verwalten. Umstritten blieb bis zuletzt der Akt der Amtsübergabe. Das Braunschweigische Gesetz sah trotz des gleichen Ausbildungsganges und ungeachtet der gleichen Qualifikation keine Ordination wie bei den Männern vor, sondern gewährte den Frauen nur eine „Einsegnung“. Unter diesen Bedingungen arbeiteten bei meinem Studienbeginn fünf Pfarrvikarinnen in der Landeskirche. Da die Widerstände gegen Frauen im geistlichen Amt in der Braunschweigischen Landeskirche andauerten und keine Ausweitung des engen beruflichen Spielraums für Pfarrvikarinnen zu erkennen war, wechselte ich die Landeskirche und legte im Sommer 1966 die erste theologische Prüfung in Hannover ab. Hier gab es schon seit 1948 ein Pfarrvikarinnengesetz, hier erstritt bald nach meinem Landeskirchenwechsel die Synode in zähen Verhandlungen 1963 das „Kirchengesetz über die Rechtsstellung der Pastorinnen“. Obgleich dieses frühe Hannoversche Pastorinnengesetz damals als „Dammbbruch“ auf dem Wege zur Geschlechtergerechtigkeit in der Kirche gelobt wurde, war es aus heutiger Sicht doch noch immer ein Kompromiss. Vor allem die weiter geltende Ehelosigkeit für amtierende Pastorinnen verstieß gegen den Gleichheitsgrundsatz. Sie fiel erst 1969. Weitere Feinjustierungen – Talar als Amtstracht, gleiches Gehalt, freies Bewerbungsrecht, Berufung in Leitungsämter, Pfarrstellenteilung für Ehepaare – folgten in den einzelnen Landeskirchen etappenweise. Schließlich fiel 1991 mit dem Pastorinnengesetz der Ev.-Lutherischen Landeskirche Schaumburg-Lippe die letzte Bastion des Widerstandes gegen die Gleichstellung von Frauen und Männern im Pfarramt. Mich hat das alles nicht mehr betroffen; denn ich wurde nach meiner ersten theologischen Prüfung von der Hannoverschen Landeskirche einstweilen für wissenschaftliche Arbeiten vom Vikariat freigestellt. Daraus sollte ein Dauerzustand werden: Ich blieb für immer an der Universität. Zunächst erhielt ich in der Abteilung für Niedersächsische Kirchengeschichte in Göttingen den Auftrag, die Werke Georg Calixts, eines evangelischen Theologen des 17. Jahrhunderts, herauszugeben. Nebenbei schrieb ich meine Doktorarbeit, legte später ohne Vikariat und Predigerseminar die zweite theologische Prüfung ab und erlangte 1986 durch eine Habilitationsschrift die akademische Lehrbefähigung für das Fach Kirchengeschichte mit

besonderer Berücksichtigung der Niedersächsischen Kirchengeschichte. 1987 wurde ich Professorin und Leiterin der Abteilung für Niedersächsische Kirchengeschichte in Göttingen. 1993 folgte die Berufung auf den Lehrstuhl für Kirchen- und Dogmengeschichte in Hamburg. Obgleich ich 1990 zu gelegentlichem Predigt-Dienst in der Göttinger Studierendengemeinde ordiniert wurde, habe ich nie **in** der Kirche, aber immer **für** die Kirche gearbeitet, nämlich für die Ausbildung von Pastorinnen und Pastoren, Lehrerinnen und Lehrern. Seit 2003 befinde ich mich im Ruhestand.

Entgegen meiner ursprünglichen Studienabsicht habe ich den Verbleib an der Universität nie bedauert. Denn das, was uns alle „unbedingt angeht“, lässt sich nicht nur auf der Kanzel, sondern auch auf dem Katheder weitersagen.

Schwierigkeiten, Beruf und Familie zu vereinbaren – Hindernisse – Hilfen – Vorbilder?

Die Treppe zum universitären Katheder war für mich als Einzelne vermutlich steiler, als der Aufstieg zur Kanzel gewesen wäre. Denn die Theologinnen hatten sich als berufsständische Gruppe bereits in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zusammengeschlossen und ihre Anliegen gemeinschaftlich vorgetragen. Außerdem konnten sie mit der Hilfe von Synodenbeschlüssen, Gesetzgebungsverfahren und mit der Fürsprache vorausschauender Bischöfe rechnen. So hatte sich die Männerdomäne Pfarramt schrittweise für Frauen geöffnet. Im Unterschied dazu befanden sich die theologischen Ordinarien-Fakultäten fest in männlicher Hand. Frauenbeauftragte gab es noch lange nicht. Die erste „richtige“, für ihre Lehre auch bezahlte Theologieprofessorin gab es mit Hanna Jursch 1956–1972 in Jena. Zu meiner Frühzeit lehrten in Göttingen zwei Frauen (Dr. Anneliese Sprengler-Ruppenthal und Dr. Hannelore Erhart), beide mit thematisch begrenzter Lehrberechtigung (kirchliche Rechtsgeschichte und reformierte Theologie). Beide nutzten diese Einschränkung zu nachhaltiger Vertiefung oder Ausweitung. So wurde Frau Sprengler-Ruppenthal zur Expertin für die reformatorischen Kirchenordnungen, und Frau Erhart rief das Frauenforschungsprojekt zur Geschichte der Theologinnen ins Leben. Auch ich habe den niedersächsischen Horizont durch Beiträge zur kirchlichen Frauengeschichte wie zur Geschichte des Kirchenliedes vergrößert. In meiner Göttinger Spätzeit wurden noch zwei weitere Frauen berufen. Ich habe nach meinem Weggang in Hamburg das Fach Kirchengeschichte in vollem Umfang vertreten und die beiden Spezialgebiete in Lehre und Forschung weiter verfolgt. Da die Alttestamentlerin Marie-Louise Henry sich hier schon im Ruhestand befand, war ich 1993

für kurze Zeit die einzige Frau unter 15 im Fachbereich Lehrenden. Heute sind es fünf Frauen von elf Lehrenden.

Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf habe ich viel weniger herausfordernd gefunden als die Überwindung von Skepsis, Vorurteilen und Geringschätzung bei einzelnen Kollegen. Nachdem ich 1967 geheiratet hatte, galt es unsere nacheinander geborenen drei Kinder ins Leben zu geleiten. Zunächst haben mein Mann und ich uns die Kinderbetreuung geteilt, später stundenweise gegen Bezahlung delegiert und zuletzt an Kindergarten und Schule übergeben. Als Eltern haben wir uns bemüht, immer ganz – entweder bei den Kindern oder bei der geistigen Arbeit – zu sein. Vor allem kam es darauf an, den Tagesablauf gut zu organisieren. Gleichwohl habe ich meine Mutterrolle anders als nicht berufstätige Frauen wahrgenommen. Glücklicherweise hatte ich einen sehr verständnisvollen Chef und Mentor (Dr. Hans-Walter Krumwiede), der mir vertraute und in bestimmten Situationen – etwa wenn ein Kind fieberte – sogar das zugestand, was wir heute home-office nennen. Ausgesprochene Vorbilder hatte ich eigentlich nicht. Die wenigen Hochschullehrerinnen der ersten und zweiten Generation waren gleichsam Unikate. Und da auch die Göttinger Kolleginnen ganz eigene Akzente setzten, verfolgte jede ihren eigenen Weg.

Rückschauend darf ich aber sagen, dass durch Frauen in der Lehre die Atmosphäre und der Umgangston an der Fakultät, im Kollegium und unter den Studierenden im ganzen menschlicher und nahbarer geworden ist. Das konnte sich bereits in der Themenwahl für Seminare, wissenschaftliche Arbeiten und Prüfungen niederschlagen. Vor mir war z.B. kaum jemand auf die Idee gekommen, sich etwa um die Ehefrauen der Reformatoren zu kümmern, nach den persönlichen Lebensumständen bedeutender Theologen zu fragen oder die Rolle von Frauen im Krieg zu beleuchten. Nach meiner Einschätzung stehen Lebenserfahrung und Theologietreiben in einer unauflösbaren Wechselbeziehung. und verdienen es, in die Würdigung von Lebensleistungen einbezogen zu werden.

An den gegenwärtigen Theologiestudentinnen meine ich eine gewisse Ermüdung und nachlassende Widerständigkeit wahrzunehmen. Alles ist hinsichtlich der eigenen Karriere – zumindest auf dem Papier – jetzt möglich und erlaubt. Nachdem der Abbau männlich dominierter hierarchischer Strukturen in Gesellschaft und Kirche nicht zuletzt dank des beharrlichen Einsatzes mutiger Frauenrechtlerinnen und feministischer Theologinnen erfreulich vorangeschritten ist, konzentrieren sich jetzt viele Frauen vorrangig auf den eigenen möglichst barrierefreien Weg. Dabei bleibt es doch unverzichtbar, Ererbtes immer wieder neu zu erwerben, aber nicht mit lauten Quotenforderungen, sondern mit „stillem

Geschrei“ (D. Sölle) für die in der Schöpfung grundlegende Gleichwertigkeit von Frauen und Männern als Ebenbildern Gottes.

Wenn ich zuletzt noch einen Bogen zum Ausstellungsmotto „Neue Anfänge nach 1945? zu schlagen versuchen sollte, dann würde ich sagen, dass die Spuren des Antifeminismus im säkularen wie im kirchlichen Raum seit dem Ende des II. Weltkrieges weithin verwischt sind und für das geschwisterliche Miteinander von Frauen und Männern inzwischen mehr erreicht worden ist, als die kühnsten Utopisten zu träumen wagten. Einer jener ganz frühen Träumer war der Humanist Erasmus von Rotterdam, der schon in einem vor fast 500 Jahren geschriebenen fiktiven Gespräch eine kluge Frau zu einem Abt sagen ließ: „Wenn ihr euch nicht vorseht, wird es noch soweit kommen, dass wir in den Fakultäten den Vorsitz führen, auf die Kanzeln steigen und euch eure Bischofsmützen wegschnappen“. Darauf der Abt: „Da sei Gott vor!“

Prof. Dr. Inge Mager
Eichenstraße 86
20255 Hamburg
Inge.Mager@gmx.de